Einheimische

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **12 (1960)**

Heft 12

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-962286

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

RADIO BERN BERICHTET

ZS. Die Welt wird kleiner; auch unser Rundspruch bekommt das zu spüren. Der Jahresbericht von Radio Bern und der Verlauf der Generalversammlung sind ein Beispiel dafür. Es wird da von der Notwendigkeit der engern Zusammenarbeit zwischen den regionalen Studios gesprochen, nachdem die Verdichtung des Verkehrs die Studios einander viel näher gebracht hat, die Menschen viel freizügiger geworden sind. Neue Generationen sind im Heranwachsen, die schon als Kinder halb Europa gesehen haben, die infolgedessen nach neuen Programmierungen und verfeinerten Techniken rufen. Auch aus dieser Entwicklung welche die Qualität der Programmarbeit berührt, muss ein Zusammenrücken der einzelnen Studios resultieren.

Das kann auch vom Standpunkt des Hörers aus nur begrüsst werden. Unser deutssprachiges Gebiet ist ohnehin reichlich klein, um drei verschiedene, ganz selbständige Studios zu tragen. Wir sprechen da eine Ketzerei aus, aber wir waren schon immer überzeugt, dass die Studios früher oder später faktisch zu einem einzigen Organismus zusammenwachsen müssten, das heisst, dass keines sämtliche Programm - sparten mehr selbständig betreiben kann. Mit der Einführung des Vororts-Prinzips ist ein wichtiger Anfang für den Abbau der einst so eifersüchtig bewahrten lokalen und Kantönli-Selbstherrlichkeit und für eine Konzentration gemacht worden, die auf die Dauer allein die Konkurrenzfähigkeit Beromünsters gegen das Ausland retten kann. Erneut wird von Bern festgestellt, dass der Grundgedanke des Vorortsprinzips gut sei, und dass Anfangserfolge vorliegen. Es wird aber auch nichtverschwiegen, dass noch Hindernisse vorhanden sind, vor allem aus Prestige-Gründen und alten Traditionen beruhend, ferner dass die schweren Differenzen innerhalb unserer Rundspruchgesellschaft vom letzten Jahr dem sehr guten Gedanken geschädigt hätten, ihm vor allem den Elan raubten. Leider ist der Entscheid in der Standortfrage noch immer nicht gefällt worden, und besteht keine Aussicht, dass diese Fernseh- Spannungen rasch abklingen werden.

Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass andrerseits die engere Zusammenarbeit nicht dazu führen darf, dass der kulturelle Föderalismus preisgegeben wird, wenn er auch selbstverständlich nicht in einen sterilen (und heute doppelt lächerlichen) Partikularismus ausarten darf. Doch scheint uns das nur e i n Ziel unseres Rundspruches zu sein. Bern bedauert selber, "dass es im deutschsprachigen Raum auch heute nicht leicht sei, gegenüber den deutschen und österreichischen Wellen in ebensolcher Qualität das Schweizerische zum Ausdruck zu bringen", und dass " nur wenn wir gute Sendungen schaffen, in denen sich zudem unser Volk selbst hört und sich bestätigt findet , werden unsere eigenen Programme den Eingang in die Häuser und Wohnungen finden". Hier wird doch ein gewisses Ungenügen sichtbar. Es kann heute in vielen Fällen nicht das erste Ziel sein, das Schweizerische zum Ausdruck zu bringen, sondern die grossen Fragen der Zeit nur nach unserm Gewissen und nach allgemein menschlichen Grundsätzen zu besprechen und zu entscheiden, selbst auf die Gefahr hin, einmal zu unschweizerisch anmutenden Resultaten zu kommen. Der Gedanke , dass das Volk in den Radiosendungen " sich bestätigt fühlen müsse", liegt etwas nahe bei der Gefahr der Popularitätshascherei, der Absicht, dem Volke zu Gefallen zu senden. Wir können den Wettbewerb mit den viel reicher dotierten Studios des Auslandes nur bestehen, wenn wir Spitzensendungen aufzuweisen haben, die inhaltlich und formal höchsten Ansprüchen genügen. Dann werden wir auch die uns stets gefährliche Klippe des Provinziellen vermeiden und zählen in der Welt mit. Denn im internationalen Wettbewerb zählt nicht die nationale Herkunft und Eigenart einer Sendung, sondern ihr allgemein menschlicher und kultureller Wert für alle Menschen. Wir müssen Sendungen haben, die den Besten unserer Zeiten genug tun; wenn sich dann unser Volk "darin bestätigt findet", umso besser. Wir dürfen aber nicht ständig die Schweizer Fahne schwingen. Es kann sogar für einen repräsentativen Landessender unter Umständen nötig werden, von ewigen Grundsätzen her gegen allgemein im Volke herrschende Ueberzeugungen Stellung zu nehmen.

In dieser Beziehung ist es auch zu bedauern, dass die UKW-Sendungen noch immer nicht das erhoffte Echo gefunden haben, da gerade dieses zweite Programm höhern Ansprüchen genügen sollte. Die Zahl der UKW-Empfänger wird auf nur ca. 420'000 geschätzt, wozu noch ca. 354'000 Drahtempfänger kommen. Ueber die Ursachen gibt die Generalversammlung einen Hinweis, wo ziemlich rasch die Frage in die Debatte geworfen wurde, ob die belehrenden und bildenden Sendungen am Samstag denn auch genügend "volksnah" seien. Es ist zu wünschen, dass solche Kriterien nicht auf die grossen Spitzensendungen Anwendung finden, dass die Verantwortung vor echter Kunst nicht aus den Augen gelassen wird. Dabei sollen selbstverständlich echt volkstümliche Sendungen nicht beschränkt werden, nur sollen sie nicht den höchsten Leitstern bilden.

Ein bitteres Kapitel für Beromünster bildet die Verteilung der Einnahmen auf die verschiedenen schweizerischen Studios. Doch befinden sich hier die Dinge etwas im Flusse, sodass wir uns dazu nicht äussern wollen. Erfreulich ist dagegen die bernische Initiative für einen Wettbewerb zur Gewinnung religiöser Hörspiele für Kinder und Jugendliche. Es ist ein schwieriges Gebiet, das hier in Angriff genommen wurde, ein für Kitsch geeigneter Tummelplatz. Hoffentlich besteht das Resultat nicht nur in guten Manuskripten, sondern werden auch Autoren gefunden, Begabungen, die weitere Erfolge erhoffen lassen. Es fehlt heute bekanntlich weniger an guten Sendeideen als an Köpfen, welche sie radiodiophonisch realisieren können. Studio Bern gehört jedenfalls Dank für seinen Versuch, selbst wenn er scheitern sollte.

Von Frau zu Frau

EINHEIMISCHE

EB. Allmählich rutschen wir wieder in die Feriensaison hinein, und die alljährliche Völkerwanderung beginnt. Wenn es Sinn der Ferien sein soll, "einmal etwas anderes" zu erleben und aus seiner Haut zu schlüpfen, so ist es verständlich, dass so viele Städter sich aufs Land begeben und das "einfache Leben" aus näherer Sicht sehen möchten. Es wirklich miterleben - dazu gehört allerdings schon sehr viel mehr.

Wir entrüsten uns vom sichern Port, wenn in Amerika und Afrika das Zusammenleben zwischen Schwarz und Weiss zu wünschen übrig lässt und meinen, das sei eine sehr einfache Sache. Derweil aber gebärden wir uns jedem "Einheimischen" gegenüber ebenso überheblich, sei es nun ein spanischer oder italienischer Bauer oder ein Bergbauer aus dem Wallis oder dem Bündnerland. Wieso nur glauben wir immer, wir seien so viel mehr als diese?

Nun gut, sie leben ein einfaches Leben, und ihre Kleidung und ihre Ausdrucksweise vermögen nicht an die unsere heranzureichen. Aber man glaube doch ja nicht, dass ihr Sinn für Würde nicht an den unseren heranreiche. Im Gegenteil, da sind sie uns nur zu oft überlegen und fühlen sich durch unsere überflüssige Herablassung verletzt.

Sah ich da jüngst in einem Bergdorf ein bölziges Auto daherfahren, dem zwei "Damen" in Pelz entstiegen, um mit hohen Absätzen das Terrain zu "erkunden". Sie sahen einander ziemlich erschüttert an ob des steil abfallenden Wegleins, das zu einem Bau führte, den sie offenbar gern näher besichtigt hätten. Die Einheimischen sassen auf Bänklein in der Nähe und schauten dem Tun zu. Die zwei Damen holten 'ar-

auf hin einen Herrn aus dem Wagen, der offenbar im Gehen ziemlich stark behindert war. Die beiden Damen winkten den Einheimischen ungefähr so zu, wie man einem Lakaien von anno dazumal zuwinkte:" Komm her und hilf". Keiner rührte sich. Und es musste sich eine davon bequemen und hingehen, um ihr Anliegen vorzubringen. Selbstverständlich stand nun jemand zur Verfügung. Die "Dame" wird nach Hause gehen und von den "Rüpeln" in den Bergen sprechen. Die Einheimischen aber werden einmal mehr das Gebaren der Unterländer rügen und sie verachten.

Ein anderes kleines Beispiel: Wir gehören in so einem kleinen Bergdorf infolge unserer vielen Aufenthalte ein bisschen "dazu" und richten uns auch in unserer einfachen Kleidung danach. Da wir in einem ihrer Häuser wohnen, ist vielleicht -wenigstens für diejenigen Städter, die mit Blindheit gesegnet sind, der Unterschied des Herkommens nicht mehr zu sehen. Nun, einer jener Städter liess eine Hundeleine vor unserem Hause liegen, und ich lief ins nächste Hotel, um zu fragen, ob die Leine etwa zu dem Pudel gehöre, den ich dort wusste. Zwei junge "Tüpfi" sassen da, weder erhoben sie sich, noch dankten sie - es war ja nur eine Einheimische, die sich den Weg gemacht hatte. Wenn sie wüssten, wie sehr ein solches Benehmen einem Peitschenschlag ähnelt, und wie wenig die Einheimischen gewillt sind, solche Peitschenschläge entgegenzunehmen.

Was haben wir andere zu verurteilen, die mit farbigen Völkern das rechte Einvernehmen nicht finden! Wir finden es ja nicht einmal mit der gleichen Farbe! So viel Unheil richten wir an während der paar Tage, in denen wir uns "einfach" gebärden. Und nachher glauben wir, durch einen Obolus an unterentwickelte Gebiete oder Berggemeinden das unsere mehr als getan zu haben. Pharisäer, die wir sind! Helfen Sie mit, in der kommenden Zeit dafür zu sorgen, dass möglichst wenig Elefanten in den Porzellanläden herumstampfen. Es gibt nämlich auch bei den Bauern Porzellan, und es gibt Elefanten, die in Stögeli-Absätzen dahertrampeln.

Die Stimme der Jungen

WARUM ICH DEN FILM LIEBE

LM. Ich bin ein ordentlicher Gymnasiast oder gelte wenigstens als solcher. (Ob ich es wirklich bin, können Sie nach der Lektüre dieses Artikels selbst entscheiden). Das ändert aber nichts daran, dass ich mich manchmal fürchterlich geärgert habe. Ueber unsere Lehrer natürlich. Aber nicht wegen ihrer Eigenheiten oder Schwächen, solche haben wir alle. Sondern weil der eine wie der andere herumläuft wie eine kleine Festung. Sie bearbeiten uns wie junge Weinstöcke: regulierend, mässigend, schneiden unsere Neigungen zurück, suchen andere, die ihnen besser passen, zu fördern, schnitzen an unsern Anlagen herum. Sie wollen uns "ausgeglichen" machen, wollen uns ruhig, friedlich, "ausbalanciert" sehen, wie sie es nennen.

Woher nehmen sie aber das Recht, uns so zu machen? Woher wissen sie denn so ganz genau, dass wir so sein müssen und nicht anders? Irgendwie haben sie eine Art Harmonie-Ideal vor sich schweben, wir sollen "harmonische" Charaktere in einem "harmonischen" Leben werden. Und so laufen sie alle so selbstsicher und selbstverständlich herum wie kleine Tanks, überzeugt, dass sie im guten Recht sind. Man kommt da gar nicht an sie heran.

Aber sie haben nicht so Recht, wie sie glauben. Es ist ja sehr schön, wenn sie mit uns "Wilhelm Meister" lesen oder den "Grünen Heinrich", und uns beeinflussen wollen, uns auch so harmonisch zu entwickeln, wie es da drin steht. Doch manchmal wird es eben langweilig und alle diese Harmonie-Musikanten kommen einem ein bisschen erstarrt vor wie mönchische Dogmatiker. Es ist doch auch manchmal gar viel Selbstzufriedenheit und sogar Arroganz dabei. Und das ist das, was uns so oft auf die Nerven geht. Sie sind alle so satt und sicher, fühlen sich behaglich in ihrer Ruhe, setzen mit der Zeit Bäuchlein an und werden immer sicherer und schematischer. Hat es denn nicht auch einen Kierkegard gegeben, einen Nietzsche, die gezeigt haben, dass die Bewegung, das Dynamische, das Wesentliche im Leben ist, nicht die harmonische Ruhe und Sicherheit? Wenn man diese selbstzufriedenen Harmonisten ansieht, die uns zu leben lehren wollen, ist diese Verfestigung nicht auch eine Erstarrung, die das Ende des Lebens ist? Wir sind etwas Lebendiges, wir wollen nicht ewige Harmonie, sondern Leben, das sich immer ändert. Im Leben, dem wirklichen, geht etwas, meist sehr wenig Harmonisches. Es tönt da ganz anders als nach Sphärenmusik, es gibt da keine Ruhe und Sicherheit. Wir müssen da doch immer neu lernen. Darum wollen wir auch Freiheit, um uns nach unserer Einsicht und Ueberzeugung verändern zu können. Sonst könnten wir uns ja nicht zwischen den vielen Möglichkeiten entscheiden. (Darum sind wir auch gegen die Kommunisten, weil diese nie das lebendige Leben fassen können, nie richtig Mensch sein können. Das gilt aber auch für gutgemeinte väterliche Regierungssysteme, patriarchalische).

Wenn die Harmoniker nur merken würden, dass wir in unserm Alter und noch lange später nicht das Bedürfnis nach Ruhe und Sicherheit haben! Warum ist die Schule so fürchterlich einseitig? Es gibt sicherlich viele Leute, die später einmal darnach streben. (Wahrscheinlich hat Hitler seinen Erfolg in Deutschland dem zu verdanken, dass so viele Leute die Freiheit mit ihren Risiken und ihrem Zwang, Entscheidungen zu treffen, nicht mehr ertrugen und Ruhe und Sicherheit haben wollten). Wir lassen uns ganz gern vom Leben etwas hetzen und aufregen. Aber in der Schule mit ihren kleinen, wandelnden Festungen geht das nicht.

Aber es geht an einem andern Ort: im Kino. Da läuft etwas! Da spürt man noch die Wirklichkeit des Lebens, die ständige Bewegung ist! Und nicht schöne Harmonie. Es gibt da viele, schrille Missklänge, Kakophonien, welche die Harmoniker in der Schule verachten und verschweigen. Wie sehr im Leben alles drunter und drüber gehen kann, davon bekommt man nur im Film eine Ahnung (vielleicht noch im Geschichtsunterricht, wo die Harmonisten nicht alles so leicht verzukkern können). Es wäre zum Verzweifeln, wenn wir nur auf die Schule angewiesen wären und keine Filme sehen könnten. Sie sind der beste Ausgleich. Wenn es im Wildwester wieder schön gekracht hat, wenn alle Schurken totgeschossen sind, dann lesen wir wieder ganz gerne im "grünen Heinrich". Man hat dann wieder mehr Bedürfnis nach Frieden und Ruhe und schönen Harmonien. Und man ärgert sich über die Lehrer auch nicht mehr. Allerdings muss man sich bald wieder beim nächsten, rassigen Film erholen. Vielleicht ist das überhaupt das Leben: dass wir zwischen dem Bedürfnis nach Ruhe und Sicherheit und dem zwischen Lebendigkeit und Freiheit hin und her pendeln müssen, wer weiss? Aber manchmal habe ich fast eine geheime Angst, mein inneres Leben könnte auch so sicher und selbstzufrieden werden. Man sollte doch immer aufgelockert bleiben, lebendig, nicht zu einer Festung werden. Unsere Lehrer haben kein Verständnis dafür, wie sehr wir Rebellen lieben, Outsider, diejenigen, die Unruhe bringen, die Kierkegards, Fellinis, die "Neue Welle", die Nietzsches, Strindbergs. Für uns Junge besonders ist doch die Selbstzufriedenheit, die man uns vorlebt unter dem Namen der Harmonie und der Glückseligkeit, doch die eigentliche Todsünde. Ich möchte, dass auch die kleinen, sichern, wandelnden Festungen in unsern Schulhäusern etwas erschüttert und aufgerüttelt würden von Zeit zu Zeit. Vielleicht wenn sie nur etwas ins Kino gingen, wenn auch nur durch die Hintertüre.

LOCARNO

- Am internationalen Film-Festival von Locarno wird die Schweiz mit dem satirischen Film "Der Herr mit der schwarzen Melone" teilnehmen, womit einem Wunsch des Verbandes der Filmjournalisten Rechnung getragen wurde, in Locarno jedesmal auch einen schweizerischen Film zu spielen. Ein etwas gefährliches Begehren, denn die Schweiz dürfte kaum jedes Jahr über einen Film verfügen, der wirklich festivals-würdig ist.